Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 50

Artikel: Eine Kindheitserinnerung an Herrn Professor Dumont

Autor: L.O.Z.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-648880

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Tore Naesset war nur Häuslerssohn; aber doch gab es welche, die sagten, er käme am häufigsten zur Hofbesitzertochter von Huseby. Der alte Knut wollte nichts davon wissen, er sagte, es sei nicht wahr, er habe ihn nie da gesehen. Darüber machten sich die Leute lustig und meinten, er hätte nur mal in allen Winkeln nachsehen sollen, dann hätte er Tore schon gefunden.

Der Frühling kam, und Aslaug zog mit dem Vieh auf die Alm. Wenn sich an heißen Tagen die Berge kühl über den Sonnendunst erhoben, wenn die Glocken klangen, der Schäferhund bellte, Aslaug jodelte und oben auf der Halde das Alphorn blies — dann wurde den Burschen das Herz schwer, die unten auf der Wiese arbeiten mußten. Und am nächsten Sonnabendabend setzte der eine schneller hinauf als der andere. Aber noch schneller kamen sie wieder herunter. Denn oben auf der Alm stand hinter der Tür ein Bursche, der jedem, der kam, einen solchen Empfang bereitete, daß er nicht wieder vergaß, was Tore hinzufügte: „Nächstes Mal kriegst du noch mehr!"

Es gebe nur einen, der solche Fäuste habe, meinte man, und das müsse Tore Naesset sein. Und alle die reichen Bauernsöhne fanden, es gehe über den Spaß, daß der Häuslerbock auf der Husebyalm am besten stoßen könnte.

Das fand auch der alte Knut, als er davon hörte: Wenn ihn sonst keiner unterkriegen könnte, dann wolle er es mit seinen Söhnen versuchen. Knut war zwar schon an die sechzig, aber er maß sich doch manchmal gern mit seinem ältesten Sohn, wenn es ihm in guter Gesellschaft zu langweilig wurde.

Zur Husebyalm ging nur ein Weg, und der ging mitten durch den Hof. Als sich Tore am nächsten Sonnabendabend über den Hof schlich und schon mit leichterem Fuß zur Scheune gekommen war, fuhr ihm ein Kerl an die Kehle.

Was willst du von mir? sagte Tore und schlug ihn zu Boden, daß ihm Sehen und Hören verging. — Das will ich dir zeigen, sagte ein anderer hinter ihm und schlug ihn in den Nacken. Es war der Bruder. Hier kommt der dritte, sagte der alte Knut und ging ihm direkt zu Leibe.

Tore wurde stärker in der Gefahr; er war geschmeidig wie eine Weidengerte und schlug, daß es krachte. Er wand und duckte sich. Wo Schläge fielen, war er nicht; wo sie keine erwarteten, kriegten sie welche. Er wurde zwar schließlich gehörig verhauen, aber der alte Knut sagte später oft, ein strammerer Kerl sei ihm nie begegnet. Sie schlugen sich, bis Blut floß. Da sagte der Husebyer: Halt! und fügte hinzu: Kommst du nächsten Sonnabend am Husebywolf und seinen Jungen vorbei, dann soll das Mädel dein sein!

Tore schleppte sich heim, so gut er konnte, und legte sich gleich ins Bett. Es wurde viel über die Schlägerei auf Huseby geredet, aber jeder sagte: Was wollte er da? Nur eine sagte das nicht, und das war Aslaug. Sie hatte ihn am Sonnabend erwartet, und als sie hörte, welche Wendung es mit Tore genommen hatte, setzte sie sich hin und weinte und sagte zu sich selbst: Kriege ich den Tore nicht, so habe ich keinen frohen Tag mehr.

Tore blieb den Sonntag liegen, und am Montag mußte er auch liegen. Der Dienstag war ein sehr schöner Tag. Es hatte die Nacht geregnet, die Berge waren frisch grün, das Fenster stand offen, der Duft von Laub zog herein, die Kuhglocken klangen über die Berge und jemand jodelte da oben — Tore hätte heulen können vor Ungeduld.

Der Mittwoch kam, und er lag noch; am Donnerstag ging er mit sich zu Rate, ob er am Sonnabend auf den Beinen sein könnte, und am Freitag stand er auf. Er dachte an die Worte, die der Vater gesagt hatte: Kommst du nächsten Sonnabend am Husebywolf und seinen Jungen vorbei, dann soll das Mädel dein sein!

Zur Husebyalm führte wie gesagt nur ein Weg, aber ein tüchtiger Kerl konnte vielleicht auch auf andere Weise hinaufkommen. Wenn er um die Landspitze herumruderte, so konnte er es auf der andern Seite des Berges versuchen. Es war zwar so steil dort, daß selbst die Geiß es kaum wagte.

Am Sonnabend war Tore den ganzen Tag draußen. Die Sonne spiegelte, es flimmerte in den Büschen, und von den Bergen lockte und jodelte es. Er saß noch vor der Tür, als es Abend wurde und dampfender Nebel an den Hängen emporklomm. Er sah hinauf, es war ganz still da, und er sah zum Husebyhof hin — und dann schob er das Boot ins Wasser und ruderte um die Landspitze.

Auf der Alm saß Aslaug, sie war mit ihrer Arbeit fertig. Sie glaubte, daß Tore nicht kommen würde, aber desto mehr andere an seiner Stelle. Da machte sie den Hund los und sagte keinem, wohin sie ging. Sie setzte sich so, daß sie das Tal sehen konnte, aber der Nebel stieg auf und sie mochte nicht hinuntersehen, denn alles war voll Erinnerung. Da ging sie weiter und kam unversehens auf die andere Seite, wo sie sich setzte und auf den Fjord hinunterblickte. Es gab solchen Frieden, weithin über das Wasser zu sehen!

Da überkam sie die Lust zu singen, ein Lied mit langgezogenen Tönen, die weithin in die stille Nacht hallten. Es gefiel ihr so gut, daß sie noch eine zweite Strophe sang. Da kam es ihr vor, als antwortete jemand von unten.

Nein, was kann das nur sein, dachte Aslaug, sie ging an den Absturz und wand die Arme um eine schlanke Birke, die sich zitternd überneigte. Sie setzte sich, aber sie sah nichts. Der Fjord lag still da, kein Vogel strich hinüber. Und da sah sie unten an der Felswand ein Boot, das angelegt hatte, so klein wie eine Nußschale. Weiter oben entdeckte ihr suchender Blick eine rote Mütze und darunter einen Burschen, der sich müselig heraufarbeitete.

Nein, was kann es nur sein, fragte Aslaug, ließ die Birke los und lief weit zurück. Sie wagte nicht, sich selbst die Antwort zu geben; sie wußte ja, wer es war. Sie warf sich ins Gras, packte es mit beiden Händen, als sei sie es, die sich festhalten müßte; aber das Gras löste sich, sie schrie laut und bat Gott den Allmächtigen, ihm zu helfen. Da kam ihr in den Sinn, daß Tores Unterfangen Gott versuchen heiße, und er deshalb keine Hilfe erwarten könne.

Nur dieses eine Mal! bat sie und umschlang den Hund, als wäre es Tore, den sie festhalten müßte, und rollte mit ihm über das Gras. Und es schien ihr, als sei die Zeit ohne Ende.

Da riß sich der Hund los und schlug an. Er bellte nach unten und wedelte mit dem Schwanz; er bellte Aslaug an und sprang mit den Vorderpfoten an ihr hoch. Er bellte von neuem hinunter — da erschien eine rote Mütze über dem Felsrand, und im nächsten Augenblick lag Tore an ihrer Brust.

Dort lag er mehrere Minuten, ohne ein Wort sagen zu können, und was er endlich sagte, hatte keinen Sinn und Verstand.

Als der alte Huseby aber davon hörte, sagte er etwas, das Sinn und Verstand hatte. Er sagte: Der Bursche ist es wert; das Mädchen soll er haben.

Eine Kindheitserinnerung an Herrn Professor Dumont.

Zu einer Zeit, da es noch keine Elektrische in Bern gegeben hat, und nur das alte Dampftram mühsam die Stadt heraufschnaufte, da machte sich eine junge Mutter mit ihrem fünfjährigen Töchterchen auf den Weg die Marienstraße hinunter, über die Brücke, gegen die Stadt zu. Am Brückenkopf blieben die beiden stehen, wandten sich rückwärts und betrachteten die Berge. Schau, wie wundervoll sie sind! rief die Mutter ihrem Töchterchen zu. Dieses hatte aber noch keinen Sinn für die erhabene Schönheit der Welt; selbst ein Stückchen Natur, nahm es deren Geschenke als Selbstverständlichkeiten hin.

Auch war ein kleines Herz von einem geheimen Kummer voll, und nichts anderes hatte Platz und Raum darin. Zum erstenmal in seinem Leben mußte das Kind „zum Doktor". Ein Gefühl der Angst und der Neugierde, das Bewußtsein seiner schrecklichen Machtlosigkeit, das Wissen um unbedingtes Ausgeliefertsein beengte und bedrückte das Kind.

In der Marktgasse bogen die beiden in einen dunklen Hausgang ein, stiegen die gewundenen Treppen hinauf, und als die Mutter die Glocke zog, da schrillte deren jäher Ton dem Kind durch Mark und Bein.

Nachdem sie unendlich lange im Wartezimmer gewartet hatten (wenigstens dem Kind schien es so), wurden sie zum Arzt hereingeführt.

Ein fester, sehr gütig aussehender Herr saß an seinem Schreibtisch, der ganz ans Fenster gerückt war.

Mit großer Höflichkeit begrüßte er zuerst die junge Frau, und wandte sich dann mit ein paar Scherzworten an das zitternde Kind. Die Mutter erklärte dem Arzt, der in seiner ruhigen und liebenswürdigen Art zuhörte, die Art des Uebels, um dessentwegen sie das Kind hergebracht hatte. „Wollen Sie nun bitte, das Kind einmal ausziehen", wandte sich der Arzt an die junge Frau.

„Was, ausziehen wollt Ihr mich? Davon hat niemand nichts gesagt; Mutter, du hast mir doch versprochen, daß er mir nichts tun werde!"

Professor Dumont lachte aus vollem Hals, und die Mutter suchte das aufgeregte Kind zu beruhigen. Aber dieses war außer sich, und verkroch sich unter alle Möbel. Der Professor ließ sich auf seine Kniee nieder und sprach so herzlich zu dem verängstigten Kind, dabei ließ er die rrrrrr so gemütlich in seinem Hals hinten rollen, und versicherte dem Kind immer wieder, daß er tagtäglich solche kleinen Nuditäten sehe, sodaß das Kind sich endlich hervorlocken ließ.

Von der Mutter wurde es nun energisch auf einen Stuhl gestellt, das Kleidchen wurde prompt über die vor Aufregung ganz roten Oehrchen gezogen, grad mit dem Unterröckchen zusammen, die Höschen wurden aufgeknüpft, das Hemdchen in die Höhe gehoben. — —

O Gott, o Gott, da saß auf der einen Hälfte des rosaroten, perlmutterschimmernden Popöchens ein riesiger, dunkelblauer Fleck.

Ja, gerade dieser Fleck war einzig und allein daran schuld, daß das arme Kind diese ganze Tortur, und der mit Arbeit überhäufte Arzt diese Zeitverschwendung erleiden mußte.

Der Doktor besah sich den Schaden, drückte ein wenig, aber ganz sanft an der blauen Stelle herum, fragte, ob es sehr weh täte, und dann erlaubte er der jungen Frau, das Kind wieder anzuziehen.

Und weil es „so schön brav" gewesen war, erhielt es von dem gütigen Arzt noch ein herrliches Täfeli.

„Das Kind muß sich irgendwo fest angeschlagen haben, der Fleck wird von selbst vergehen", lautete der Bericht des Arztes, der sich von dieser Stunde an das unerschütterliche Vertrauen sowohl der Mutter, als auch des Kindes errungen hatte. L. O.-Z.

Das goldene Herz.

Eine Goethegeschichte von Edward Stilgebauer.

Es war im Spätjahr 1775. Auf dem Römerberg und am Fahrtor hielten die Meßfremden ihre Waren feil. Pfeifer durchzogen die Altstadt. Sie verloren sich Unter der Schirn, in den winkeligen Höfen der Giebelhäuser, und aus dem tiefgrünen Dämmer zähen Efeus, in dem sonst nur die Spatzen räsonnierten, erklang ein Abschiedslied.

Heute war der Herbstmesse letzter Tag. Der Scheidestunde wehmütige Stimmung lag in der Luft. Der Sommer ging. Er, dessen goldene Sonne so warm auf den Boulingreen in Offenbach und die Terrassengärten des Röderberges geschienen hatte, einst im Juni, als die liebliche Lili vom Großen Kornmarkt ihren siebzehnten Geburtstag beging.

An sie dachte Musiöh Schellhaas, als er nach dem Abendessen seinen in der Fahrgasse gelegenen Gasthof verließ. Um einzukaufen, war er von Straßburg nach Frankfurt gekommen. Ein alter Geschäftsfreund Madame Schönemanns, in deren gastlichem Hause man in diesen Tagen allerhand munkelte.

Von einer Demoiselle Delf, die eigens als Heiratsvermittlerin von Heidelberg nach Frankfurt gereist sein sollte. Von Fürstlichen Weimarischen und Meiningenschen Herrschaften, die an der „Zeile" Wohnung genommen hatten und bei denen der Verfasser des „Werther" gespeist. Von einem weltberühmten Advokaten und Doktor beider Rechte, der in Wetzlar Kammergerichtsreferendar gewesen sei.

Der stand eben in heiratsfähigem Alter und sollte die väterliche Praxis übernehmen. Für ihr Lilichen hatte Madame Schönemann ein Auge auf den Ehestandskandidaten geworfen, aber seine Eltern widersetzten sich dem Bunde, weil die in Aussicht genommene Braut eine Reformierte war.

An all diese Histörchen dachte der behäbige Alte, als er nun der Mainbrücke zuschritt. Die war sein Schwarm. So oft er in Frankfurt weilte, galten ihr sein erster und sein letzter Besuch. Den Nord mit Süd verbinden, wie Musiöh Schellhaas sie in seiner politischen Weisheit nannte, weil sie ihm schon in frühen Zeiten Symbol deutscher Einheit war.

Auf ihrer Höhe angelangt, machte er halt. Schon dunkelte es. Und doch! Sein Blick glitt über den Fluß. Aufwärts gen Oberrad, wo unter den aufglimmenden Sternen des fernen Horizontes, hinter der Krümmung des Stromes, des Waldes tiefdunkeler Streifen wie ein Wächter der Krönungsstadt stand. Niederwärts gen Schwanheim, wo eine Wolkenwand auf dem breiten Rücken des Altkönigs lagerte.

Es wetterleuchtete über den Taunushöhen.

„Wie in den Augen dieses seltsamen Gastes", fuhr es da ganz plötzlich durch Musiöh Schellhaas' Sinn.

Ein kurioser Kumpan, der nicht an der Table d'hôte teilgenommen, sondern abseits an einem der Nebentische gespeist. Im schwarzen Windmantel, den er nicht abgelegt hatte! Ein Kavalier so um die funfundzwanzig, dessen Gesicht die hohe Stirn und die kühn geschwungene Nase ein Unvergeßliches gaben. Gar nicht zu reden von den Augen, die wie Kohlen brannten.

„Es ist ein Hiesiger", hatte der Wirt ausweichend auf Musiöh Schellhaas' neugierige Frage gesagt.

Der biedere Geschäftsmann aus Straßburg zerbrach sich den Kopf. Ein Hiesiger, der die Mahlzeiten in dem teuren Gasthof in der Fahrgasse nahm, das war nach seinen Begriffen ein Unikum.

Vom Turm der Bartolomäuskirche schlug es acht.

Eine Mahnung für Musiöh Schellhaas, der Madame Schönemann für diesen Abend seine Zusage gegeben hatte. Zu einer Soirée, die Freunde der Musik in der Gästestube des reichen Kaufmannhauses vereinigte.

So verließ er denn jetzt die Brücke und ging rascheren Schrittes flußabwärts. Am Leonhardstor bog er ein. Durch die Buchgasse hatte er von hier aus nur noch wenige Schritte.

Es dauerte denn auch keine drei Minuten, daß er vor dem ihm so gut bekannten Hause am Großen Kornmarkt stand.

Die grünen Rouleaux in der Parterrewohnung waren herabgelassen. Aber die in der Gästestube angezündeten Kerzen malten die Schatten der Hin- und Hergehenden auf das Tuch. Kleinkunst der Zeit. Silhouetten, wie man sie damals aus schwarzem Papier für Lavaters Physionomik schnitt. Unter diesen Lilis Stupsnäschen.

Aus der ganzen Haltung zu schließen, schien dessen reizende Besitzerin vor dem Spinett Platz genommen zu haben, im geselligen Kreise, wie stets. Der Kopf eines Anbeters beugte sich da gerade über die Schöne, und eine geschäftige Hand, die das Notenblatt wendete, machte sich breit.